



Piding im Blick der Weltöffentlichkeit

Nach dem Volksaufstand in Ungarn im Herbst 1956 stranden 5000 Flüchtlinge im Lager Piding – Magnet für Presse, Rundfunk und Fernsehen

„Aus der Hölle in die Freiheit“ las man am 17. November 1956 im Reichenhaller Tagblatt. Vor 60 Jahren, während der welterschütternden Ereignisse des Ungarn-Aufstandes im Herbst 1956, traf der erste Transport mit 250 ungarischen Flüchtlingen im Grenzdurchgangslager Piding ein.

Von Dr. Helga Prossinger

Der kleine Bahnhof Piding – so der Zeitungsbericht – „bot am Freitagnachmittag ein Bild lebhafter Spannung: Wort- und Bildberichter von Presseagenturen, Kameramänner von Wochenschau und illustrierten Zeitungen, eine große Menschenmenge ... die Vertreter beider Konfessionen, Ärzte, Lagerleiter Worts mit seinen leitenden Mitarbeitern und Angestellte des Bayerischen Roten Kreuzes hatten sich eingefunden. Als der Sonderzug mit 10 Minuten Verspätung langsam in den Bahnhof einlief, erhoben sich zahlreiche Hände in herzlichem Willkommen, Kameras surrten, Fotoverschlüsse klickten. Gesichter erschienen an den Fenstern, die sorgenvollen Mienen der Flüchtlinge aus dem Grauen der letzten Tage erhellten sich ...“. Nur allzu bekannte Bilder aus jüngster Zeit werden beim Lesen dieser Zeilen wachgerufen.

Vorangegangen waren die dramatischen Geschehnisse eines 14-tägigen Volksaufstandes in Ungarn, der sich aus einer friedlichen Demonstration gegen die sowjetische Besatzungsmacht entwickelt hatte. Nach 1945 hatte der während des Zweiten Weltkrieges im Kampf gegen Hitler-Deutschland noch mit den Westmächten verbündete sowjetische Diktator Stalin begonnen, den kommunistischen Machtbereich in den Staaten Ostmitteleuropas zu erweitern. In den von den Truppen der Roten Armee besetzten Ländern ließ er kommunistische Regierungen einsetzen und Wirtschaft und Gesellschaft nach sowjetischem Muster umgestalten.

Innerhalb weniger Jahre entstand so ein Ring von Moskau abhängiger „Satellitenstaaten“. Quer durch Europa, von der Ostsee bis zur Adria, erstreckte sich der „Eiserne Vorhang“, der den freiheitlich-kapitalistischen Westen vom kommunistischen Osten trennte. Damit begann die Zeit des „Kalten Krieges“, in der sich zwei feindliche Machtblöcke gegenüber standen und bedrohliche Krisen immer wieder die Gefahr eines neuen Weltkrieges heraufbeschworen: so bei der sowjetischen Blockade Berlins 1948, während des Korea-Krieges zu Beginn der 1950er-Jahre, beim Bau der Berliner Mauer 1961 oder bei der Kuba-Krise im Jahr 1962.

Der Ruf nach Freiheit

In den unter kommunistischer Herrschaft stehenden, diktatorisch regierten Staaten kam es immer wieder, insbesondere nach Stalins Tod im März 1953, zu Versuchen, liberale Reformen durchzuführen und sich der sowjetischen Vormacht zu entziehen. Als schließlich auf dem 20. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 der sowjetische Machthaber Nikita Chruschtschow mit den Verbrechen des Stalinregimes abrechnete, ließ dies erneut die Hoffnung auf Liberalisierung in den Ostblockstaaten wach werden. So brachen im Juni 1956 Unruhen unter der polnischen Arbeiter-



Das Grenzdurchgangslager Piding um 1954 hat der Fotograf Anton Hafner aus der Vogelperspektive abgelichtet.

– Foto: Anton Hafner



Aufständische kapern 1956 in Budapest einen Panzer.

– Foto: www.nzz.ch

schaft aus, die sich zwar zunächst an der wirtschaftlichen Misere im Land entzündet hatten, letztlich aber in die Forderung nach politischer Freiheit und Unabhängigkeit mündeten. Die Solidarität ungarischer Studenten mit den polnischen Freiheitskämpfern sollte nur wenige Monate später zu den dramatischen Ereignissen in Budapest führen.

Am 23. Oktober 1956 entflamte dort ein friedlicher, vorwiegend von Studenten getragener Protest. Sie forderten nicht nur die Auflösung der Geheimpolizei, freie Wahlen und Pressefreiheit, sondern auch den Abzug der sowjetischen Truppen aus ihrer Heimat. Als sich Arbeiter dem Protest anschlossen und unter dem Jubel Tausender von Menschen ein riesiges Standbild Stalins niedergeworfen wurde, eskalierte die Lage und es kam zu blutigen Zusammenstößen mit der eingreifenden Roten Armee. Nachdem sich diese allerdings wieder zurückgezogen hatte und der gemäßigte Reformler Imre Nagy – zwischen 1953 und 1955 schon einmal Ministerpräsident in Ungarn – erneut dieses Amt übernahm, schien der Aufstand beendet zu sein.

Über der Stadt Budapest lag danach eine Art trügerischer „Friedhofsruhe“. „Budapest ist wie ausgestorben“, berichtete Ende Oktober 1956 das „Reichenhaller Tagblatt“, „1,3 Millionen Menschen leben in Angst und horchen zitternd auf die Geräusche, die von der Straße durch die dicht verhängten Vorhänge dringen. Die Angst sitzt noch in ihren Gliedern, die Angst vor den roten Panzern und Düsenflugzeugen, die die patriotische Begeisterung des 24. Oktobers in einem Meer von Blut und Tränen ersticken.“

Die Angst erwies sich als begründet: Die sowjetischen Truppen marschierten erneut in Budapest ein, nachdem Nagy eine Mehrparteiensregierung gebildet, die parlamentarische Demokratie gefordert und Ungarns Austritt aus dem Warschauer Pakt angekündigt hatte.

Der sich anschließende ungarische Freiheitskampf wurde zu einer erschütternden Tragödie. Seinen Höhepunkt erreichte er am 4. November 1956, als sich große Teile der ungarischen Armee dem Aufständischen anschlossen. Am Morgen dieses Tages hatte sich Imre Nagy über den „Freien Sender Kossuth“ an die Bevölkerung Ungarns gewandt: „Sowjetische Truppen haben im Morgengrauen zu einem Angriff auf unsere Hauptstadt angesetzt mit der eindeutigen Absicht, die gesetzmäßige, demokratische Regierung der Ungarischen Volksrepublik zu stürzen.“ Und nur wenige Stunden später erging Nagys verzweifelter Hilferuf an den Westen: „Völker der Welt! Hört uns – helft uns! Nicht mit Erklärungen, sondern mit Taten, mit Soldaten, mit Waffen! ... Das Schiff sinkt, die Schatten werden von Stunde zu Stunde dunkler über der Erde Ungarns. Hört den Schrei, Völker der Welt, und handelt!“ Doch der Hilfeschierei war vergeblich: Die westlichen Staaten waren nicht bereit, in Ungarn zu intervenieren und damit einen Atomkrieg gegen die UdSSR zu riskieren.

„Volkserhebung endet in Blut und Grauen“ („Reichenhaller Tagblatt“, 9. November 1956): 200 000 Ungarn waren vor den sowjetischen Panzern in den Westen geflohen, circa 3000 Tote und unzählige Verletzte hatten die Kämpfe in Budapest gefordert. 2000 am Auf-



Protestler schneiden Hammer und Sichel aus der Fahne:

– Foto: Erich Lessing

stand Beteiligte wurden in den folgenden Jahren hingerichtet, unter ihnen auch Imre Nagy, an dessen Stelle der moskautreue Janos Kadar eingesetzt worden war.

Bundesrepublik als begehrtes Asyl

Noch am 4. November begann die Massenflucht über die ungarisch-österreichische Grenze. Sonderzüge der Deutschen Bahn brachten einen großen Teil der eben dem Grauen Entkommenen von Österreich aus, das um Hilfe bei der Aufnahme der Flüchtlinge gebeten hatte, in die bayerischen Durchgangslager Piding und Schalding beziehungsweise in das niedersächsische Lager Friedland. Sehr rasch erklärte sich die Mehrzahl der europäischen Länder bereit, den aus Ungarn Geflohenen, unter denen sich auffallend viele junge Leute, Frauen und Kinder befanden, Asyl zu gewähren. Eine eilig gebildete „Luftbrücke“ – seit der Berlin-Krise von 1948 das Aufsehen erregendste Unternehmen dieser Art – verfolgte zudem das Ziel, die Flüchtlinge auch in die USA und andere überseeische Gebiete auszufliegen.

Doch stellte vor allem die inzwischen als Wirtschaftswunderland bekannte westdeutsche Bundesrepublik in den Augen vieler Ungarn ein begehrtes Asyl dar: 3000 Flüchtlinge wurden sofort aufgenommen, eine Zahl, die sich bald noch um ein Vielfaches steigern sollte.

Meist gelang es sehr rasch, die oft völlig mittellos Angekommenen in den deutschen Arbeits-

markt zu integrieren. Da wegen des zunehmenden Wirtschaftswachstums inzwischen dringend Arbeitskräfte benötigt wurden, war man über die Ankunft der Flüchtlinge sogar froh. Die deutsche Bevölkerung stand ihnen durchwegs positiv gegenüber, sah in ihnen keine Konkurrenz, ja es kam teilweise sogar zu einem regelrechten Wettlauf der einzelnen Betriebe um die aus Ungarn Angekommenen.

Das allgemein herzliche Entgegenkommen gegenüber den Flüchtlingen fand seine Erklärung aber nicht allein in wirtschaftlichen Aspekten. In der vom Antikommunismus geprägten Zeit des „Kalten Krieges“ war der Gedanke, man wolle das ungarische Volk nicht den Händen des kommunistischen Gegners überlassen, weit verbreitet. Für die vorübergehende Aufnahme der Flüchtlinge, meist nur für die Dauer von 48 Stunden, spielte das bei Bad Reichenhaller Durchgangslager Piding gelegene Durchgangslager Piding zusammen mit dem Lager Schalding bei Passau eine entscheidende Rolle. Das Piding Lager, ursprünglich ein 1941 von der Wehrmacht eingerichteter „Heeresverpflegungslager“ mit direktem Gleisanschluss zum Bahnhof, hatte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges dazu gedient, angesichts des gewaltigen Flüchtlingsansturms Menschen vorwiegend aus Südosteuropa vorübergehend aufzunehmen und auf ihren Weitertransport vorzubereiten.

Bei dem vom Roten Kreuz betreuten und seit 1948 dem „Staatssekretär für das Flüchtlingswesen“ unterstellten Lager im Gebiet der heutigen Ahornstraße handelte es sich um ein ausgedehntes, aus vier Hallen und circa 60 Baracken bestehendes Areal, das immerhin Platz für 5000 Menschen bot.

Doch gewährte das bis 1962 existierende Piding Lager nicht nur Flüchtlingen und später Volksdeutschen eine vorübergehende Bleibe. In der Zeit großer Wohnungsnot wie in den Nachkriegsjahren diente ein Teil des Lagers auch als ständige, dringend notwendige Wohnanlage für eine Vielzahl von Vertriebenen aus dem Sudetenland.

In den Blick der Weltöffentlichkeit geriet das Piding Lager schließlich vor 60 Jahren, als dort vor den schrecklichen Ereignissen in ihrer Heimat geflohene Ungarn von November 1956 bis Januar 1957 vorübergehend aufgenommen, betreut und schließlich weitergeleitet wurden.

Hohes Maß an Hilfsbereitschaft

Auch nach dem 16. November, dem Tag der Ankunft des ersten Flüchtlingstransports in Piding, mussten ständig weitere Flüchtlingsströme bewältigt werden, ehe sie andere Unterkünfte überstellt wurden: In Bayern etwa gehörte das bei Dachau gelegene Lager Wagenried oder das fränkische Lager Oberelsbach dazu. In den Tagen des Flüchtlingsansturms wurde im Piding Durchgangslager mit vollem Einsatz gearbeitet. Den von den furchtbaren Geschehnissen und den Strapazen der Flucht Erschöpften ließ man jede erdenkliche Hilfe zuteilwerden, erledigte die Formalitäten der Registrierung, ließ sie ärztlich untersuchen, versorgte sie mit notwendiger Kleidung und setzte den meist völlig Ausgehungen am Abend des Ankunftsstages, ihrer Herkunft entsprechend, ein ungarisches Gulach vor.

Und so war, wie man dem „Reichenhaller Tagblatt“ entnehmen konnte, „der Name des einst völlig unbekanntes kleinen Dorfes Piding Tausenden von ungarischen Freiheitskämpfern und Flüchtlingen zu einem ... untrennbaren Begriff geworden“. Sichtlich gerührt über die ihnen entgegengebrachte Hilfe wandte sich ein Sprecher der Ungarnflüchtlinge am Abend des 16. Novembers mit den Worten: „Wir wollen die deutsche Gastfreundschaft durch fleißige Arbeit, durch Mithilfe am deutschen Wiederaufbau wenigstens zu einem bescheidenen Teil in Dankbarkeit entgelten“ an den anlässlich ihrer Ankunft im Lager anwesenden, für Flüchtlingsfragen zuständigen bayerischen Arbeitsminister Walter Stain.

Für Presse, Rundfunk und Fernsehen besaß das Piding Durchgangslager in jenen Spätherbsttagen 1956 eine enorme Anziehungskraft, sodass dort ein ständiges Kommen und Gehen herrschte: Journalisten aus aller Herren Länder, auch aus den USA und anderen überseeischen Gebieten, wollten mit den Flüchtlingen sprechen, um der Welt Bilder von den Zuständen in deren zurückgelassener Heimat Ungarn zu vermitteln. Grauensvolle Schicksale offenbarten sich, als es einigen der Angekommenen trotz ihrer deutlich sichtbaren Erschöpfung noch gelang, von den Erlebnissen ihrer letzten in Ungarn verbrachten Tage zu berichten: von am Aufstand beteiligten Gesinnungsgenossen, die vor ihren Augen von sowjetischen Soldaten erschossen oder verschleppt wurden, von Eltern, denen die Kinder entrissen wurden, über deren Schicksal sie nichts mehr erfuhr. Mag manches in der damals hochdramatisierten Medienberichterstattung auch unter dem Aspekt des im „Kalten Krieg“ vorherrschenden Antikommunismus gesehen werden, so dürften die Aussagen der Zeitzeugen, wie sie auch im Piding Lager zu hören waren, doch der Realität der damaligen Geschehnisse entsprechen haben.

Unter anderem habe man sich auch mit der Frage beschäftigt – so einer der in der Zeitung zitierten Flüchtlinge aus dem Piding Lager –, wie der für die westliche Welt so unverständliche Hass russischer Soldaten gegenüber den un-

garischen Kindern und Jugendlichen zu erklären sei, mit dem sie diese oft regelrecht „hingschleht“ hätten. Den in den kommunistisch geleiteten Schulen Ungarns im „Partisanenkampf“ ausgebildeten Kindern sei es gelungen – nur so sei der fanatische Hass der russischen Soldateska zu deuten –, verblüffende Erfolge im Kleinkampf zu erzielen: Mit geradezu katzen-gewandter Geschicklichkeit hätten sich diese Halbwüchsigen auf die sowjetischen Panzer geschwungen, Molotowcocktails ins Innere geworfen und diese damit außer Gefecht gesetzt.

Unter den damals den mörderischen Kämpfen in den Straßen Budapests nach Westdeutschland Entkommenen befand sich eine auffallend hohe Zahl an Studenten. Mit einem Autobus-Transport aus Wien kommend, traf eine Gruppe von 112 solcher ungarischer Studenten am Abend des 22. Novembers 1956 im Pidinger Lager ein, müde und noch gezeichnet vom Grauen der vergangenen Tage. Die allermeisten der Studenten wussten von ihren Angehörigen nichts mehr – so ihre erschütternden Berichte –, manche hätten deren Hinsterben mit ansehen müssen, könnten ihre grässlichen Todesschreie nicht vergessen. Es gäbe für sie keine Möglichkeit zur Rückkehr in die Heimat, erläuterte der Sprecher der ungarischen Studenten gegenüber Lagerleiter Georg Worbs. Sie würde den sicheren Tod oder eine Verschleppung nach Sibirien bedeuten. Ihr Wille zu einem ernsthaften Studium in Deutschland sei aber übergrößer, fuhr der Sprecher im Namen seiner ungarischen Kommilitonen fort; denn ihre Heimat bräuchte später einmal „geistige Führer“. „Wir mußten die Waffen des Krieges aus der Hand geben, um neue, geistige zu schmieden.“

Wohl im Bewusstsein, dem flehentlichen Hilferuf nach einer Intervention des Westens in Ungarn nicht nachgekommen zu sein,



Ungarnflüchtlinge im österreichischen Traiskirchen.

– Foto: www.zeit.de



Kopf des gestürzten Stalin-Denkmal in einer Straße von Budapest.

– Foto: www.hdg.de/lemo

setzte damals in der Bundesrepublik eine Welle der Hilfsbereitschaft gegenüber den Ungarn-

flüchtlingen ein. Das Bundeskabinett bewilligte eine Soforthilfe von zehn Millionen D-Mark, um die

Flüchtlinge mit notwendigen Lebensmitteln und Medikamenten zu versorgen. Rasch eingerichtete

Spendenkonto erbrachten für den gleichen Zweck innerhalb weniger Wochen fünf Millionen D-Mark, für die damalige Zeit eine gewaltige Summe. Lastwagen und Sonderzüge der Bahn transportierten in die einzelnen Aufnahmelager die von der Bevölkerung gespendeten Kleidungsstücke. Wiederholt wurde auch die Einwohnerschaft im Landkreis Berchtesgaden zu solchen Spendenaktionen aufgerufen, was zur Folge hatte, dass sich im Pidinger Durchgangslager Sachspenden jeglicher Art regelrecht türmten.

Erfreuliche Solidarität mit ihren ungarischen Kommilitonen bewies damals ein Teil der deutschen Studenten: Sie waren bereit, in jedem Semester einen kleinen Betrag zu spenden, um den aus Ungarn Geflohenen ein Stipendium für ein Studium an einer deutschen Hochschule zu ermöglichen.

Doch blieb es nicht bei Zuwendungen materieller Art. Noch im Spätherbst 1956 erklärten sich deutsche Ehepaare bereit, elternlose ungarische Kinder zu adoptieren. Der Münchener Kardinal Josef Wendel ordnete für alle Kirchen seiner Diözese an, täglich einen feierlichen Rosenkranz für „das schwergeprüfte Ungarn“ zu beten. Eine Aufforderung, der man auch in den Kirchen des hiesigen Landkreises bereitwillig nachkam. Zum Weihnachtsfest 1956 luden zahlreiche deutsche Familien ungarische Flüchtlinge zu sich ein. Schülerinnen des Reichenhaller Instituts St. Zeno, schon immer bekannt für ihr soziales Engagement, sorgten an Weihnachten im Pidinger Lager nicht nur für eine großzügige Bescherung, vor den zu Tränen gerührten Flüchtlingen sangen sie auch das Lied „Stille Nacht“, eignes einstudiert in ungarischer Sprache.

Circa 5000 ungarische Flüchtlinge passierten bis Januar 1957 das Lager in Piding. Nur wenige von ihnen sollten eines Tages in ih-

re Heimat zurückkehren. Der in Ungarn so gewaltsam niedergeschlagene Aufstand hatte zur Folge, dass erst nach zwölf Jahren erneut ein Ostblockstaat wagte, sich dem sowjetischen Herrschaftssystem zu widersetzen. Doch der „Prager Frühling“, eine Reformbewegung in der Tschechoslowakei unter dem gemäßigten Kommunisten Alexander Dubček, die einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ schaffen wollte, wurde im August 1968 von Truppen des Warschauer Pakts blutig zum Scheitern gebracht. Eine Abweichung von dem von ihr vorgeschriebenen kommunistischen Kurs hinzunehmen, war die Sowjetunion offensichtlich nicht bereit.

In den Jahren nach 1968 zeichneten sich in den Ländern des Ostblocks sogar deutlich restriktivere innenpolitische Maßnahmen ab, die das Ziel verfolgten, einen reformierten Sozialismus mit Demokratie und Menschenrechten zu verhindern. Erst als sich nach dem Regierungsantritt des Reformers Michail Gorbatschow die Politik in der UdSSR grundlegend wandelte, kam es in den Ostblockstaaten zu einer eigenständigen, von Moskau unabhängigen Entwicklung hin zu demokratischen Verhältnissen. In den Jahren 1989/90 brach die kommunistische Herrschaft in den Staaten Osteuropas zusammen.

- Quellen:
 ▶ „Reichenhaller Tagblatt“: 1.10.1956 – 31.12.1956
 ▶ „Der Spiegel“: 5.12.1956
 ▶ Rita Kiss: Aufnahme der Ungarn-Flüchtlinge in Bayern; Bayernspiegel 06/2011
 ▶ Andreas Hirsch: Das Durchgangslager Piding; Adressbuch 2015/16
 ▶ Ursula Koch: Dokumentation zur Ausstellung: Piding – das Tor zur Freiheit; 16.9.2012.

Für freundliche Unterstützung dankt die Autorin Ursula Koch und Andreas Hirsch.

Bewahrer der Freiheit und Schützer der Heimat

Reichenhaller Gebirgsschützen formieren sich in den Napoleonischen Kriegen – Brauchtum mit Tradition

Sie verstehen sich als Schützer der Heimat, als Bewahrer der Freiheit: Die Gebirgsschützen pflegen eine lange Tradition – ein Blick auf die Geschichte der Reichenhaller Kompanie.

Von Werner Bauregger

Nach der vernichtenden Niederlage der bayerisch-österreichischen Truppen gegen die Franzosen in der Schlacht bei Hohenlinden standen sich Österreicher und Franzosen am 14. Dezember 1800 am Walsersfeld bei Salzburg erneut gegenüber. Aus dieser Schlacht ging die französische Armee siegreich hervor. Bis nach Unken waren die Kanonenschüsse zu hören.

In Reichenhall wohnten damals 2500 Menschen, nur unzulänglich durch eine mittelalterliche Befestigungsmauer geschützt und in großer Angst vor Exzessen französischer Soldaten. Die Bürgerwehr und ein 120-köpfiges Salinenkorps, gegründet 1791, waren eher dürftig ausgerüstet. Die Stadt musste in diesen Tagen schließlich 4000 französischen Soldaten Quartier stellen und sie verköstigen. Auf österreichischer Seite wurden die Befestigungen rund um Lofers verstärkt sowie Schanzen und Verhaue errichtet. Beherzte Pinzgauer Schützen wehrten am Heiligen Abend 1800 zum dritten Mal 2500 Franzosen am Nadelöhr Bodenbühel in Schneizlreuth ab. Der „Frieden von Luneville“ beendete am 9. Februar 1801 den 2. Koalitionskrieg. In der Folge wurden geistliche und weltliche Klein-Fürstentümer säkularisiert oder aufgehoben.

Bereits 1805 marschierten österreichische Truppen erneut in Bayern ein. Kaiser Franz II. kam sogar nach Reichenhall, um die Saline und damit die Salzproduktion in seinen Besitz zu nehmen. Nach einer Niederlage österreichischer



Reichenhaller Gebirgsschützenuniform um 1809, Lithographie von C. Grünwedel.

Truppen drangen bayerische Soldaten bis zum Pass Strub bei Lofers vor, scheiterten dort aber erneut am Widerstand Pinzgauer und erstmals auch Tiroler Schützen. Nach der endgültigen Niederlage Österreichs wurde im „Frieden von Preßburg“ Tirol den Bayern und Salzburg den Österreichern zugesprochen. Noch im gleichen Jahr wurde ein Gebirgsschützenkorps entlang der Alpenkette aufgestellt.

Im September 1805 bildeten Salinenangehörige auch in Reichenhall eine Kompanie. Das gefühllose restriktive Vorgehen der bayerischen Administration in Tirol mit vielen Verboten, neuen Steuern, starken Einschränkungen bei der Glaubensausübung und vor allem der Einführung der Wehrpflicht trieb die Tiroler zur Erhebung gegen die bayerischen Besatzer unter der Führung des Sandwirts Andreas Hofer und Pater Joachim Hapsinger. Der Kaiserhof in Wien stachelte die Unruhen zusätzlich an und griff mit seiner Armee am 9. April 1809 Bayern an. Bereits am 10. April überschritten am Walsersfeld 140 österreichische Soldaten die Grenze. Einen Tag später rückten 1000 Österreicher in Reichenhall ein. Die Kunde vom brutalen,



Schlacht bei Melleck am 17. Oktober 1809: Zeitgenössisches Aquarell des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck – Graphische Sammlung. – Repros: Bauregger

barbarischen Vorgehen der Tiroler jagte der Bevölkerung zusätzlich Angst und Schrecken ein. Zwei Wochen später wurde die Stadt von bayerischem Militär wieder befreit.

Erneut wurde eine Gebirgsschützenkompanie ins Leben gerufen, dieses Mal sogar mit eigener Uniform. Alle neuralgischen Punkte wie Brücken, Pässe oder Berghöhen bis nach Melleck wurden besetzt. Täglich standen 60 Schützen am Steinpass, allerdings wegen der fehlenden Ablösung stark demoralisiert. Diese Tatsache, geringer Sold und die bittere Klage der Jäger, dass sich Gebirgsschützen mit Wildbret selbst versorgten, brachten den Oberinspektor der Saline, Kaspar von Reiner, zur Erkenntnis, dass „von den Gebirgsschützen nie ein realer Schutz zu erwarten sei“. Als Hauptaufgabe wurde deshalb die schnelle Nachrichtenübermittlung definiert und der Sold angehoben.

In den Wirtshäusern im Saalachtal trafen sich zu dieser Zeit nämlich abwechselnd Tiroler Aufständische oder die bayerische Bevölkerung und Schützen zu Besprechungen. Zu direkten Auseinandersetzungen kam es vorerst nicht. Im Juni wurden, nach der Besetzung Berchtesgadens durch die Aufständischen, wieder massive Vorkehrungen für die Verteidigung der Stadt getroffen. Erste Tiroler Freiheitskämpfer tauchten in

Karlstein auf, wo sie den Seebach-Müller aushorchten und bis nach Kirchberg vordrangen. Insgesamt wurden etwa 300 Tiroler erwartet. Im Zuge der Evakuierung der Besucher der Galli-Dult nach Salzburg zogen Truppenteile in die Stadt ein. Somit kam es nicht zu einer wirklichen Belagerung, die Tiroler mussten wieder abziehen.

Am 16. Oktober 1809 wurde das Hauptquartier von Salzburg nach Reichenhall verlegt und einen Tag später ein genialer Plan, unter anderem ausgefüllt vom Salineninspektor Kaspar von Rainer, in die Tat umgesetzt. Gebirgsschützen mit speziellen Ortskenntnissen führten 1600 bayerische Soldaten über „Jagasteige“ und Schleichwege am Steinpaß in Melleck in den Rücken der Tiroler, die dort völlig überrascht und überrannt wurden. Deren Kommandant Josef Speckbacher konnte schwer verletzt fliehen. Sein Sohn Anderl wurde gefasst und an den bayerischen Königshof nach München gebracht.

Nach den Koalitionskriegen wurden die Befestigungen in Reichenhall wegen Veralterung und Untauglichkeit dem Verfall preisgegeben. Die Gebirgsschützenkompanie im Reichenhaller Raum löste sich trotz mehrerer Versuche, sie durch patriotische Aufrufe neu zu formieren und zu aktivieren, etwa Mitte des 19. Jahrhunderts auf.

Der ehemalige Stadtheimatpfleger Fritz Hofmann, Heinz Hein-

lein, Franz Steiner und Heinz Schmidbauer starteten an Neujahr 1983 einen Aufruf zur Wiedergründung der historischen „Gebirgsschützenkompanie Reichenhall“. Bei der Wiedegründungsversammlung am 22. April 1983 traten der Kompanie schließlich insgesamt 160 Frauen und Männer bei von denen 86 Männer und vier Frauen aktive Mitglieder waren.

1983 Aufruf zur Wiedergründung

Der erste Hauptmann war Franz Steiner, sein Stellvertreter Heinz Schmidbauer. Als Vorgänger galten laut Hofmann die „Püxen Schützen zu Reichenhall, die sich als „Königlich privilegierte Feuerschützen-Gesellschaft“ bis heute erhalten haben. Fritz Hofmann schrieb dazu in der von ihm verfassten Festschrift 1984: „Möge das Fest der Wiedergründung und Fahnenweihe auch den Kritikern zeigen, daß wehrhaftes Brauchtum nichts mit Militarismus zu tun hat, auch wenn die Schützen ein Gewehr (98K) tragen. Die Gebirgsschützen haben die historische Aufgabe übernommen, die alte Tradition von 1805 wieder aufleben zu lassen, die Ehre ihrer Groß- und Urgroßväter, nämlich eine Waffe tragen zu dürfen, um die Freiheit zu bewahren, auch wenn sie keine Soldaten sind. Die Liebe zur engeren Heimat, zur Kirche und zu Bayern deutlich werden zu lassen, tolerant, fröhlich und frei zu leben nach unserer Väter Sitte.....“

Für die Reichenhaller Gebirgsschützen gilt es nun, dieses Grundverständnis innerhalb der GSK neu zu beleben und es vor der Bevölkerung zu leben.

Der Beitrag basiert auf Informationen aus einem Vortrag über die Reichenhaller Stadtgeschichte von Stadtheimatpfleger Dr. Johannes Lang.

„Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, „BGL-Medien GmbH“, Bad Reichenhall.